

Charles Péguy

Autor(en): **Curtius, Ernst Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1926)**

Heft 9

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760032>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Charles Péguy

Von Ernst Robert Curtius

« Péguy, c'est ma jeunesse . . . » – mit diesen Worten beginnt das Buch der Tharauds¹). Denjenigen unter uns, die sich mit dem jungen Frankreich der Vorkriegszeit verbunden fühlten – aber wie viele sind ihrer noch übrig? – werden diese vier Worte eine ganze gelebte Vergangenheit wieder aufrufen. Ja, auch in unserer Jugend war Péguy eine der bestimmenden geistigen Lebensmächte. Er deutete uns das Frankreich der Kreuzzüge und der Kathedralen. Er war der Sprecher des ewigen Frankreich. Die Kräfte eines tausendjährigen Volkstums wurden in ihm wieder Sprache – eine Sprache, eigenwillig, hämmernd, mitreißend, spöttisch, fromm und aufreizend, dichterisch und polemisch, formsprengend und endlos wogend, manchmal zum Manierismus ausartend, durch Wiederholungen ermüdend, jeden Einfall bis ins letzte verfolgend, zäh bohrend und blitzartig erhellend – eine Sprache, wie sie in Frankreich noch nie geschrieben worden war und nie wieder geschrieben werden kann²). Entweder man ging mit – manchmal über Stoppeln und Steine – um diese einzigartige Stimme zu hören. Oder man klappte das Buch – das *Cahier* – mit einem Achselzucken nach den ersten Seiten zu. Man musste für Péguy sein oder gegen ihn sein. « Verteidigen » ließ er sich nicht, und er wollte nicht verteidigt werden. Er verlangte Gefolgschaft. Er fiel für sein Frankreich am 5. September 1914. Barrès – der für den lebenden Péguy im Grunde doch nur eine distanzierte Hochachtung hatte – widmete dem Toten einen Nekrolog. Seine Werke begannen 1916 in einer monumentalen Gesamtausgabe zu erscheinen (im Verlag der *Nouvelle Revue Française*). Sie ist seit einigen Jahren ins Stocken geraten. Es konnte scheinen, Péguy sei vergessen. Als nach Kriegsende das literarische Leben in Frankreich wieder erwachte, wollte man nicht an den Krieg erinnert sein. Die Dinge, für die Péguy gekämpft hatte, schienen unendlich ferngerückt. Eine Welle der Indifferenz überflutete sein Werk und seine Gestalt³).

¹) Jérôme et Jean Tharaud, *Notre cher Péguy*. Paris, Plon 1926. Zwei Bände.

²) Péguy's Stil ist von Leo Spitzer ausgezeichnet analysiert worden in dem Sammelwerk *Vom Geiste neuer Literaturforschung*, 1924, S. 162–184.

³) Im November 1924 schrieb Jean Prévost in der *Nouvelle Revue française*: « La génération qui n'a point connu sa personne ne s'empresse pas autour de son œuvre. Ces sacerdoxes moraux connaissent des vicissitudes plus terribles même que les gloires littéraires. Cependant Jaurès dure encore, et son nom ou ses paroles suscitent la piété, les cris ou le silence de foules nouvelles qui ne l'ont jamais vu. Il ne reste plus à Péguy que des amitiés particulières, et il est difficile, devant un tel oubli, de faire la part de notre injustice et celle de son insuffisance. »

Aber das konnte nicht das Ende sein. Eine Flamme wie die Péguy's lässt sich nicht ersticken. Was einmal so wirklich, so lebend, so sicher war, kann nicht ausgelöscht werden. Péguy hat seine Botschaft tief eingeritzt in die Tafel der Geschichte. Sie kann vom Staubwirbel des Tages zeitweilig verdeckt werden. Aber er zerstiebt, und die gemeißelte Schrift bleibt. Péguy's Werk ist zu persönlich, zu leidenschaftlich, zu kantig und zu abseitig, um jemals einen weithin sichtbaren Einfluss auszuüben. Es waren ein paar hundert Getreue, die es trugen. Aber diese paar hundert werden sich auch in den nächsten Generationen finden und werden sich immer wieder ergänzen. Das Tharaudsche Buch wird ihm neue Freunde zuführen. Es ist ein Zeichen, dass sein Gedächtnis wieder auflebt.

Es ist die Geschichte seines Lebens, aufgezeichnet von Freundeshand. Sie konnte erst heute geschrieben werden. Die Distanz der Jahre hat den Verfassern erlaubt, pietätvoll und doch aufrichtig zu sein. Die tragischen Konflikte sind nicht verschwiegen. Sie sind offen dargelegt, aber mit einem Takt, der alles Verletzende vermeidet. Erst jetzt kennen wir Péguy wirklich. Freilich: auch heute noch werden sich die Geister an ihm scheiden. Péguy würde es nicht anders wollen. Es gehört zu seinem Schicksal und seiner Berufung.

Péguy wurzelte tief in seiner Kindheitswelt. Es war eine Welt der kleinen Leute: Handwerker, Arbeiter, Bauern, in einer Vorstadt von Orléans, wo er 1873 geboren war. Von den Großeltern wusste man noch. Darüber hinaus verlor sich die Erinnerung; sie verschmolz mit der namenlosen Überlieferung des Volkes, das nicht lesen und schreiben konnte – erst Péguy's Eltern hatten das gelernt – das aber Brauch und Glauben, Redlichkeit und Arbeitsehre in ununterbrochener Folge von Jahrhunderten überkommen hatte. Péguy's Sozialismus war im Grunde nichts anderes als das Bewusstsein der Zugehörigkeit zu diesem Volk von Handarbeitern, Ackerern und Winzern. Er könnte und würde nie ein Bourgeois sein. Er fand dieses Volk wieder in den Mannschaftsstuben der Kaserne. Das Militärjahr blieb ihm stets eine angenehme Erinnerung. Dieser Sozialist war nie Antimilitarist. Der Geist der Volksheere von 1792, freiheitlich und soldatisch, revolutionär und patriotisch zugleich, lebte in ihm. Sein Jugendtraum war die – sicher zu erwartende – Heraufkunft des sozialistischen Zukunftsstaates, der die Menschheit von den Lasten der Bourgeoisie befreien würde.

Taine und Renan, Hugo und Michelet, Sophokles und Corneille nähren Péguy's Jugend. Er hat nicht viel anderes gelesen. Von den Zeitgenossen hat er nur Bergson aufgenommen. Racine liebt er nicht, Flaubert

und Baudelaire kennt er kaum. Stendhal lernt er in der *Aurore* kennen, die *Le Rouge et le Noir* als Feuilleton brachte. Für Musik und Malerei hat er keinen Sinn. Seine weiteste Reise ist die nach Orange: er wollte König *Ödipus* im griechischen Theater hören. Er bewunderte das Wort Courbets an einen jungen Maier: « Ah! vous allez dans les orient? Vous n avez donc pas de pays? » Das Land Péguy ist das zwischen Seine und Loire. Paris, das er mit Knotenstock und Nagelschuhen durchwanderte, gehörte zu diesem Lande, wie Chartres, wie Orléans. Paris ist ja nicht nur die Weltstadt der Boulevards, es ist auch die Provinzstadt des lateinischen Viertels. Man kann in Paris als Kleinstädter leben, nicht in Berlin, nicht in London.

Eine Art Laienkloster und Konvikt ist – oder war – ja auch die Ecole Normale, die Péguy eine unverlierbare Prägung gegeben hat. Bergson, Bédier, Andler, der junge Romain Rolland lehrten dort. Am nächsten schließt sich Péguy an den Bibliothekar der Schule, Lucien Herr, an¹⁾. Auch Jaurès lernt er dort kennen. Aber bald verlässt er die Ecole Normale. Er heiratet. Er macht eine Buchhandlung auf, die der sozialistischen Propaganda und dem Kampf für Dreyfus dienen soll. Sie macht keine Geschäfte, aber sie wird der Treffpunkt von Gesellschaftsreformern, von Revolutionären, von allerhand seltsamen Existenzen: Russen, Rumänen, Polen, Griechen, Türken. Péguy braucht immer Menschen um sich, einen « Clan », eine « Bande ». Freilich sagt er dann auch zu einem Landsmann: « Tout de même, mon vieux, ils feraient un drôle d'effet, les gens que nous connaissons, à Orléans. » Es ist die heroische Zeit der Dreyfus-Affäre. Aber das Ende ist Ernüchterung, Enttäuschung. Dreyfus ist in Rennes wieder verurteilt worden, aber er wird begnadigt und nimmt die Begnadigung an. Péguy ist entrüstet, er fühlt sich entehrt. Aber für seine Kampfgenossen handelt es sich nicht mehr um Dreyfus, sondern um die Einheit der Partei. Péguy will sich nicht unter das Parteijoch beugen. Die Freunde, die seine Buchhandlung vor dem Bankrott gerettet und einen Verwaltungsrat ernannt haben, setzen ihn vor die Tür. Péguy ist auf sich allein angewiesen. Er begründet die *Cahiers de la Quinzaine*, deren Geschichte oft erzählt worden ist.

Die Tharauds berichten uns, dass Péguy, wenn er sich an die Arbeit begab, nie wusste, was er schreiben würde: « Das kann verwundern bei einem Menschen, der sein Leben in der Kontemplation verbrachte. Die Masse von Gefühlen und Gedanken, die er auf seinen Spaziergängen, bei

¹⁾ Gestorben Mai 1926. Von ihm stammt eine treffliche Übersetzung des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe.

der Zeitungslektüre, im Gespräch mit Freunden ansammelte, blieb ihm etwas Unbestimmtes, Bewegliches, Flüssiges, im Schmelzzustand sozusagen, bereit, alle Formen anzunehmen, die die Inspiration des Augenblicks schenken würde. Die Idee eines festgesetzten Planes war ihm ganz fremd. Mehr noch, sie erschien ihm als Feindin des schöpferischen Werkes, so wie er es begriff. Was er vor allem wollte, war, seinem Denken die Unvorhersehbarkeit, die Frische, den Schauer des eben Entstandenen und plötzlich im klaren Bewusstsein Auftauchenden zu wahren.» Péguy's Anschauung vom Schaffen harmonierte mit Bergsons Intuitionstechnik. Péguy wollte den Bewegungen seines Geistes bis in die feinsten Windungen nachgehen. Wenn er mit etwas, was er gemacht hatte, zufrieden war, sagte er nicht: « C'est bien », sondern « C'est dicté ». Er fühlte sich beim Schreiben nur als Werkzeug eines Gedankens, dem er zu gehorchen hatte.

Die *Cahiers* am Leben zu erhalten, erforderte einen heroischen Kampf. Nur wenige Nummern verkauften sich: vor allem Rollands *Beethoven*, sein *Michelangelo*, sein *Jean-Christophe*. Persönlich vermied Rolland die nähere Berührung mit Péguy und seinem Kreise. Man sah ihn nicht an den Donnerstagen, wo Freunde, Mitarbeiter, Abonnenten das enge, dumpfe Redaktionslokal der rue de la Sorbonne füllten. Rolland lebte als Einsiedler, er « hatte einen Abscheu vor allem Kollektiven », während Péguy eine Gruppe, eine Kameradschaft um sich brauchte und behauptete, die einzige Moral, die es gäbe, sei « la morale de bande ». Für Rolland waren Größe, Heroismus und Einsamkeit aneinander gebunden. Selbst in der « Affaire » war er weder Dreyfusard noch Antidreyfusard. Schon damals war sein Standort « Au-dessus de la Mêlée ».

Péguy wollte immer im Kampf stehen. Er dürstete nach Heldentum und Heiligkeit. Die Enttäuschungen der Welt machten ihn reif für das Übernatürliche. Eine große Gärung und Wandlung hatte in seinem Inneren begonnen. Sie führte ihn zum Christentum, oder, wie er lieber sagte, zur Christenheit. Aber er hat es erst spät gesagt. Auch seine nächsten Freunde ahnten nicht, was in ihm vorging. Sie merkten nur, dass er nicht mehr traurig war und nicht mehr vom Sterben sprach. Aber sie wussten nicht, dass er auf seinen Wegen durch Paris das Ave Maria betete. Ein Tag kam, wo Péguy sich einem jüngeren Freunde eröffnete, der eben konvertiert hatte. Es war Jacques Maritain. Bergsons Vorlesungen hatten den Determinismus und Agnostizismus des jungen Philosophen unterhöhlt. Léon Bloy riss ihn mit in die Mysterien der Offenbarung, in Kultus und Ordnung der römischen Kirche. Péguy schenkte ihm nicht nur sein Vertrauen, er erteilte ihm das Mandat, ihn wieder mit seinem alten Schulkameraden

von Ste. Barbe in Verbindung zu setzen, mit Baillet, der jetzt als Benediktinermönch in einem Kloster der Insel Wight lebte, und der nie aufgehört hatte, für Péguy zu beten.

Péguy vermied es noch, offiziell und formell in den Schoß der Kirche zurückzukehren. Er war Christ auf eigene Hand. Schon in der Dreyfus-affäre hatte er die « Mystik » des Sozialismus von der « Politik » geschieden. Sollte er jetzt die « christliche Mystik » der « katholischen Politik » opfern? « Les curés ne croient pas ou si peu! » sagte er. Er konnte seine Freiheit noch nicht preisgeben. Äußere und innere Gründe hielten ihn zurück. Das « Ave » und das « Salve Regina » konnte er wohl beten, aber noch nicht das Vaterunser. Und auch später hat er das « Vergib uns unsere Sünden » nie über die Lippen gebracht, sondern « Erlass uns unsre Schulden » (« remettez-nous nos dettes » statt « pardonnez-nous nos offenses ») gesagt¹⁾.

Die Kirche hätte von ihm nicht nur das Bekenntnis zum katholischen Glauben verlangt, sondern auch die Nachholung der kirchlichen Trauung und die Taufe seiner Kinder. Aber die Familie seiner Frau war antiklerikal. Das war ein Hindernis, hinter das er sich zurückzog. Maritain mahnte ihn, doch wenigstens in die Messe zu gehen. Auch das vermochte Péguy nicht. Maritain sah in der Weigerung nur geistlichen Hochmut. Mit dem Eifer des Neubekehrten und der Logik des Philosophen machte er Péguy Vorhaltungen. Auch Maritains Schwester suchte auf Péguy einzuwirken. Was die Tharauds darüber berichten, gibt einen Einblick in die tragischen Konflikte einer Seele, die sich zum Christentum zurückgefunden hat und sich nun an den Forderungen der römischen Autorität stößt und wundreibt. Péguy lebt in Seelenqualen: « Ich bete ohne Unterlass; trotzdem bin ich furchtbar unglücklich. » Aber er weist Rat und Bitte zurück. « Ich habe Gnaden, die Sie nicht ahnen. » Die Lage verschärft sich. Maritain besucht Frau Péguy und ihre Mutter, um sie zur Einwilligung in Trauung und Taufe zu bestimmen. Der Erfolg ist Revolte und seelische Katastrophe.

Péguy bleibt nur übrig, als Sünder zu leben, außerhalb der Gemeinschaft der Gläubigen. Er konnte sich zur Seele, nicht zum Leib der Kirche zählen.

Unerwartete Hilfe kommt. Ein alter Schulfreund, Joseph Lotte, Gymnasiallehrer in der Provinz, besucht Péguy. Lotte, « le joyeux matelot »,

¹⁾ Matth. 6, 12: Et dimitte nobis debita nostra, sicut et nos dimittimus debitoribus nostris. – Dagegen Lukas 11, 4: Et dimitte nobis peccata nostra, siquidem et ipsi dimittimus omni debenti nobis.

der Bretone mit Seeluft um sich, trinkfroh und voller Lieder, war vom Leben schwer geprüft worden. In wenigen Stunden war ihm eines seiner Kinder durch ein tückisches Übel entrissen worden. Bald darauf geriet seine Frau in Todesgefahr. Emile Baumann, heute bekannt und berühmt als katholischer Dichter, stand seinem Kollegen Lotte in diesen schweren Zeiten freundschaftlich zur Seite. Lotte war ungläubig. Aber als seine Frau geheilt war, ließ er das Kind taufen, das ihnen geblieben war. Er erfüllte damit nur ein Gelübde, das die Mutter auf dem Krankenbett abgelegt hatte. Baumann selbst verlor zur gleichen Zeit seinen fünfzehnjährigen Sohn, der Lotte wie einen älteren Bruder liebte. Eine Viertelstunde vor seinem Tode hatte der Knabe gesagt: «Lotte, knien Sie nieder, machen Sie das Zeichen des Kreuzes, schwören Sie mir, dass Sie sich bekehren werden.» Und Lotte sprach kniend ein leises «Ja!» Sechs Monate später erkrankte seine Frau wieder. Sie erlag nach fünf Tagen. Trotz dieser furchtbaren Schicksalsschläge bleibt Lotte bei seinem Glauben an die humanitäre, sozialistische Religion der *Cahiers de la Quinzaine*; bei seinem Glauben an Péguy. Im September 1908 besucht er seinen alten Kameraden. Péguy liegt krank zu Bett. Er klagt über seine Müdigkeit; er sehnt sich nach Ruhe. Dann, auffahrend, unter Tränen: «Ich habe Dir nicht alles gesagt. Ich habe den Glauben wiedergefunden, ich bin katholisch.» Und Lotte, in einem Aufschwung von Rührung, Freundschaft, fast gegen seinen Willen: «Ah! pauvre vieux, nous en sommes tous là!» In dieser Minute war Lotte Christ geworden.

Ich erzähle den Tharauds nach. Kann man anders, als es weitererzählen, weitergeben? Péguy ist gefallen, Lotte ist gefallen, Tausende sind gefallen, deren Seelengeheimnis wir nie kennen werden. Muss man nicht das retten, was überliefert ist? Kann unser zerstörter, verarmter, mit Negermusik betäubter Erdteil solche Lebenszeugnisse entbehren oder überhören, in denen uns eine Stimme des Glaubens, eine Botschaft der Seele geboten wird?

Lotte wird jetzt der vertrauteste Freund. Maritain tritt zurück. Péguy will nichts mehr von ihm wissen: «Lass mich in Ruhe mit Deinem heiligen Thomas. Das war so jemand wie Boutroux! Ich würde die ganze Summa für das Ave Maria und das Salve Regina hingeben... Euer Thomismus ist eine Algebra, in der ich nichts für meine Seele finde... In den Worten Christi finde ich keine einzige Abstraktion; ebensowenig in der Bibel.»

Péguy musste sich von Maritain trennen, wie er sich von Lucien Herr, von Jaurès getrennt hatte. Die Sorbonne des zwanzigsten Jahrhunderts

war ihm so zuwider wie die des dreizehnten. Sein Christentum, wie früher sein Sozialismus, war eine Sache des Herzens und der Intuition: nicht ein auf Beweise gestütztes System.

Man darf aber nicht glauben, es sei nur ein Zustand verfließender Innerlichkeit gewesen. Péguy's Katholizismus war nicht literarisch und war kein Schwelgen in neuen Gefühlen. Gewiss, Péguy « praktizierte » nicht im Sinn der Kirche. Aber seine Frömmigkeit schuf sich eigene Ausdrucksformen und trieb ihn zu « Werken ». In einer Zeit schwerer innerer Bedrängnis entschließt er sich zu einer Pilgerfahrt nach Chartres. In drei Tagesmärschen legt er die achtzig Kilometer zurück, die das Redaktionslokal der *Cahiers* von dem Heiligtum trennen. In der Kathedrale betet er zur Jungfrau Maria und ordnet seine Angelegenheiten mit dem Himmel. Zurückgekehrt, vertraut er einer Freundin an: « Meine Kinder taufen, das geht mich nichts mehr an. Ich habe sie der Jungfrau übergeben. Mag sie aus ihnen machen, was sie will. Es würde mich gar nicht stören, wenn das eine Priester oder protestantischer Pfarrer und das andere Oberrabbiner würde. »

Für Péguy teilten sich die Menschen in Begnadete und Gnadenlose. Mönche und Priester konnten gnadenlos sein, Atheisten und Juden begnadet. Darum sollte jeder in seinem Stande und seinem Glauben bleiben: der Jude, der Protestant, der Heide. « Il faut être ce que l'on est, » sagte Péguy. Bekehrungen gefielen ihm nicht. Die Bekehrung von Ernest Psichari, dem Renan-Enkel, die sich damals vollzog, machte Péguy keine Freude, obwohl er mit Psichari nahe befreundet war. Aber Psichari hätte nicht zu einem « Clan » übergehen dürfen, der für seinen Großvater nur Verachtung und Abscheu hatte. Péguy ist enttäuscht. Psichari erzürnt sich. Wiederum ist eine Freundschaft zersprungen – wie früher die mit Herr, mit Jaurès, mit Halévy, mit Georges Sorel.

Nur der treue Lotte hielt fest zu Péguy. Er hatte in Coutances ein kleines Monatsblatt begründet – *Bulletin des professeurs catholiques de l'Université* – das sich in kurzer Zeit durchsetzte. Lotte machte daraus ein Propaganda-Organ für Péguy. Er bereitete den *Cahiers de la Quinzaine* den Weg in die katholischen Seminare, in die Pfarrhäuser und Bischofs-sitze. Die kirchlichen Kreise sollten erfahren, dass es einen Péguy gab. Damit beschwor der gute Lotte etwas herauf, was er in seinem Enthusias-mus nicht ahnte und was doch unvermeidlich kommen musste. Im Früh-sommer 1914 klopfte ein unbekannter Prälat bei Lotte in Coutances an. Er kam aus Rom. Er überbrachte eine Warnung, die nicht misszuverstehen war, besonders seitdem am 1. Juni 1914 die Werke Bergsons auf den Index

gesetzt waren. Péguy kompromittierte die Kirche. Sein Antiklerikalismus konnte von den Radikalen – von Reinach, Viviani, Briand – politisch-taktisch ausgenützt werden. Man warf ihnen vor, dass sie Frankreich « entchristlichten »? Aber da gab es ja einen so echten Katholiken wie Péguy, der von den « Curés » nichts wissen wollte. Also!

Lotte wusste, um was es ging. Péguy zu warnen, hielt er nicht für richtig. Aber einem Freunde schrieb er: « Rom interessiert sich sehr für Péguy. Bald wird der Augenblick da sein, wo ich ihn nicht mehr allein decken kann, und wo er sich endgültig wird entscheiden müssen. » Das war wenige Wochen vor Kriegsausbruch geschrieben. Die Entscheidung wurde Péguy abgenommen durch den Soldatentod.

Aber wir sehen heute, wie Péguy's Weg gelaufen wäre. Zehn Jahre nach seinem Tode hat man aus seinem Nachlass einen fast dreihundert Seiten starken philosophischen, lyrischen, persönlichen Erguss herausgegeben, den er unvollendet zurückließ. Das Werk heißt *Note conjointe sur M. Descartes* – ein in seiner pedantischen Schulsprache echt Péguy'scher Titel¹⁾. Nach der Erzählung der Tharauds muss man dies Buch zur Hand nehmen. Es ist Péguy's Vermächtnis. Es ist eine Botschaft, die vielleicht noch nicht ihren Empfänger gefunden hat: den einen Leser, der sie als « Wirkliches » erlebt, nicht als « Geschichtliches ». (« Je lui donnais du réel, et il recevait de l'histoire », hat Péguy einmal von einem Jüngeren gesagt.) In diesem Buch ist eine Kraft und Echtheit, die ihm Dauer verbürgen. Wenn die heutigen jeweils jüngsten « Generationen » längst vergessen sind, werden gewisse Seiten aus Péguy eine unverminderte Wärme ausstrahlen.

Ich will als Beispiel nur eine ganz kurze Stelle herausheben. « Deux amis se promènent. Deux et non pas trois, car à trois on ne sait plus ce que l'on dit. A trois on est orateur, on est sérieux, on est sentencieux, on est éloquent, on est prudent (tous les vices). A trois on est circonspect ou on fait le téméraire. (Cela revient au même.) On craint ou on brave. (C'est le même sentiment.) On fait le moral, ou l'immoral. (C'est la même chose.) Trois, c'est le commencement du parlementarisme²⁾ ».

Es gibt heute wie vor fünfzehn Jahren Leute, deren gepflegter Geschmack an Péguy's Stil Anstoß nimmt. Wenn man sie hört, möchte man glauben, dass Péguy ein elender Stümper gewesen wäre, der nichts vom Schreiben verstand. Nun, ich bin der letzte, der für Péguy eine Bewunderung en bloc forderte. Ich habe Verständnis für die ästhetischen Bedenken,

¹⁾ Das Werk bildet den neunten Band der *Oeuvres complètes* im Verlage der *Nouvelle Revue française*.

²⁾ *Note conjointe* 67.

die man erhebt. Aber man kann auch übertreiben. Man soll es nicht übertreiben. Man soll nicht so tun, als wäre dieser Absatz, den ich anführe, nicht gut geschrieben. Unsere feinfühligsten Formspezialisten, unsere qualifiziertesten Stilprüfer mögen sich überwinden und gestehen: das ist große Prosa, ist die Schrift eines Meisters. Wir muten ihnen das zu. Wir dürfen es ihnen sogar « ansinnen », wie es in der *Kritik der Urteilskraft* so wunderbar heißt.

In diesem Absatz « sitzt » alles. Kein Wort ist zuviel. Jeder Satz bringt uns einen Schritt weiter. Der Stil ist klar, nervig und vollkommen original. Das fängt an wie nichts: « Deux amis se promènent. » Ein ganz banaler Satz. So könnte eine Anekdote anfangen, oder ein für Übungszwecke konstruierter juristischer « Fall », oder eine Übersetzungsaufgabe in einem Schulbuch. Aber wenn Péguy so anfängt, so wird der alltägliche Vorgang plötzlich verwandelt. Wir gewahren mit Staunen die verborgenen Reichtümer, die er enthält. Man muss ihn nur ernst nehmen, muss ihm seinen vollen Wirklichkeitsgehalt entnehmen. « Zwei Freunde gehen spazieren » – das ist etwas anderes, als wenn drei Freunde spazieren gehen. Wenn man zu dritt ist, was geschieht dann? Man verstärkt oder dämpft Stimme und Bewegung. Man spielt eine Rolle: man ist nicht mehr man selbst. Man ist nicht mehr in der Wirklichkeit und nicht mehr in der Gemeinschaft.

Das alles holt Péguy heraus aus einer gleichgültigen Situation, aus einem durch den Alltagsgebrauch ganz abgeschliffenen Satz.

Wenn wir von Péguy nichts weiter kennen, nichts anderes besäßen als diese paar Zeilen, so müssten wir imstande sein, das Wesen und die Originalität des Mannes aus ihnen zu erschließen. Wir wüssten: sein Genius und seine Mission bestand darin, aus einem beliebigen Stück menschlicher Erfahrung den Wirklichkeitsgehalt zu extrahieren und ihn uns so darzustellen, dass wir genötigt sind, mitvordringen in die Fülle, die Ganzheit, die Tiefe des Daseins.

Das ist unzeitgemäß, ich weiß es. Wir haben neue Spiele erfunden. Wir haben den Sport und das Radio, die Psychoanalyse und die Relativitätsphilosophie. Wir jonglieren mit den Sprengstoffen der Intelligenz, wir narkotisieren uns mit den trüben Giften des Traums. Unsere Weisheit heißt: « Das Leben – ein Film ». Aber das alles wird gehen, wie es gekommen ist. Wir werden dann wieder neue Spiele erfinden und modernere Verrenkungen. Man wird sich weiter amüsieren. Aber es wird alles nichts helfen. Es wird nichts daran ändern, dass es Festigkeiten gibt. Invarianten der Seele. Solange es Geburt gibt und Tod, solange gibt es

Armut und Reichtum, Größe und Gemeinschaft, Liebe und Hass. Aus diesen und einigen andern Dingen ist das menschliche Leben gemacht. Die Literatur kann es verachten, die Mode kann es ignorieren, die Krämpfe der Gesellschaft können es verwüsten – es bleibt: dieses arme und erhabene menschliche Leben.

Es bleibt diese Wirklichkeit von Wachsen, Kämpfen, Trauern, Glauben und Hoffen. Wir werden immer wieder auf sie zurückgeworfen. In ihr wurzelte Péguy. Solche Wurzeln sind tief. Was sich aus ihnen nährt, hat Dauer. Darum wird Péguy weiterleben. Sein Element ist die Erde. Wenn man eine Seite von ihm liest, ist es, wie wenn man eine Ackerscholle aufgriffe. Asphaltstraßen sind schön. Aber die Scholle ist noch besser.

Es ist ganz gleichgültig, wovon Péguy spricht: von zwei Freunden, die spaziergehen; von der Krankheit; vom Gelde; von den Tragikern; von der Lebenswende des vierzigsten Jahres – immer empfangen wir diese Berührung mit der Menschenwirklichkeit; diese stärkende, diese heilende Berührung mit der Erde.

Er gibt uns das. Aber er gibt uns mehr. Er wollte « Zeuge » sein und « Chronist ». Er ist nicht nur Zeuge, sondern Kämpfer gewesen in einem Kampf, der dauern wird bis an das Ende der Tage. Es ist der Kampf des Christentums; ein Kampf in der Welt; ein Kampf gegen die Welt; ein Kampf des Christentums mit sich selbst, soweit es die Welt über sich Macht gewinnen ließ.

« Wer Christ ist, » sagt Péguy¹⁾, « hat alles ernst genommen, was im Katechismus stand... Er hat die Regeln des Katechismus nicht dazu gebraucht, um die andern zu rügen. Und um die Gewissenserforschung der andern anzustellen. Er hat sie gebraucht, um sich viel Schmerz zuzufügen. Und um beständig seine eigene Gewissenserforschung anzustellen. Alles, was er tun kann, besteht vielleicht darin, dies nicht zu bedauern. » Verhüllt und doch unüberhörbar deutet Péguy in solchen Sätzen auf die Tragik seiner religiösen Lage. Er war ein Katholik aus der Pfarrei Saint-Aignan in Orléans. Sein Glaube war der des Katechismus, der der Kreuzfahrer und der Heiligen. Er war hineingeboren in die gottlose, moderne Welt: in die Welt der Idole – Materialismus, Determinismus, Mechanismus, Intellektualismus. Aus dieser Welt des Todes hatte Bergson seinen Geist befreit: « Il nous fait littéralement retrouver le point de chrétienté »²⁾. Und nun muss Péguy erleben, dass die « römische Bureaucratie » Bergson verurteilt; dass Maritain, sein Freund und Glaubens-

¹⁾ Note conjointe 72.

²⁾ Ebenda 285.

genosse von ehemals, in einem dicken Buch die Philosophie Bergsons unter der Autorität des heiligen Thomas zu erdrücken sucht. «Bergson hat diejenigen gegen sich, die er vernichtet hat. Und er hat die gegen sich, die er gerettet hat. Es hieße, die Welt schlecht kennen, wenn man nicht überzeugt wäre, dass die Zweiten die Erbitterteren sind. Voller von Gift und Galle. Voller von Bosheit und Zufriedenheit. Voller von Selbstsicherheit und Verurteilung ... Der Mann, der das geistliche Leben wieder eingeführt hat, hat die Partei der Frömmeler gegen sich¹⁾». « Weil sie nicht die Kraft (und die Gnade) haben, der Natur anzugehören, glauben sie, dass sie der Gnade angehören. Weil ihnen der Mut der Zeitlichkeit fehlt, glauben sie, in das Ewige eingedrungen zu sein. Weil sie nicht den Mut haben, von der Welt zu sein, glauben, dass sie von Gott sind ... Weil sie niemanden lieben, glauben sie, dass sie Gott lieben²⁾ ». « Mögen unsere jungen Leute sich nicht ereifern. Alles was Bergson verliert, wird nicht der heilige Thomas gewinnen; Spencer wird es wiedergewinnen³⁾ ».

Aber man musste Bergson doch auf den Index setzen! Er wurde ja schon in den Priesterseminaren gelesen. Er verdrehte den jungen Leuten die Köpfe. « Und dann wissen Sie ja, was der Index ist. Es ist nur ... kurz und gut, es ist nur eine Liste, die ... eine Liste, welche ... eine Liste, die man notwendig ... Und dann kann man ja Erlaubnis bekommen, wie man will. Und dann endlich ist es nur eine Liste, die doch wohl ... » Aber der störrische Péguy, der halsstarrige Bauer aus der Beauce, weiss eben nicht, was der Index ist. In seinem Katechismus gab es den lieben Gott, die Schöpfung, die biblische Geschichte; die heilige Jungfrau, die Engel, die Heiligen; den Kalender, die großen Feste; das Gebet und die Sakramente; die Tugenden; das apostolische Bekenntnis; die letzten Dinge; die Todsünden. Den Index gab es nicht.

Es ging ja nicht nur um Bergson. Es ging um Geist und Seele und Freiheit. « C'est partout la pensée qui est visée, la métaphysique, la liberté, la fécondité. C'est l'âme même qu'on veut atteindre et réduire une fois pour toutes. C'est le spirituel sous toutes ses formes et dans tous les êtres qu'on veut réduire⁴⁾ ».

Péguy's Kampfschrift bricht mitten im Satz ab. Darunter liest man das Datum: Samstag, den 1. August 1914. Péguy's Tod hat den Streit abgeschnitten und hat – so vermuten wir – seine Gegner entwaffnet. Aber

¹⁾ Ebenda 133 f.

²⁾ Ebenda 181.

³⁾ Ebenda 311.

⁴⁾ Ebenda 308.

der Konflikt war da. Die kirchliche Behörde hätte Péguy verurteilen müssen, wie sie Bergson verurteilt hatte. Wer glaubt, dass Péguy sich unterworfen hätte? Dieser Mensch mit dem kindlichen Glauben des Mittelalters konnte sich der Autorität nicht beugen. Dieses christliche Herz bäumte sich auf gegen das kirchliche Gesetz. Wie sehr Péguy gelitten hat, werden wir niemals wissen. Aber dieses Leiden war sein Opfer.